

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
jährlich 192.—

Zustellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich früh.

Deutsch-französische Probleme.

Breitscheid für Liquidierung des Krieges.

Paris, 5. Juli. (Eigenbericht.) Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Breitscheid, der zur Einweihung des neuen Parteihauses der französischen sozialistischen Partei nach Paris gereist war, gab heute dem „Temps“ ein Interview über die deutsch-französischen Beziehungen. Er begann mit der Feststellung, daß die Liquidierung des Krieges heute elf Jahre nach Kriegsende, vier Jahre nach Locarno und drei Jahre nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nicht zu früh sei. Deutschland wünsche die Befreiung des Rheinlandes von der fremden Besatzung ebenso heiß und leidenschaftlich, wie einst Frankreich, das den Ministerpräsidenten Thiers für seine erfolgreichen Bemühungen sogar den Titel „Befreier des Vaterlandes“ gegeben habe. Es sei ausgeschlossen, daß sich ohne Zusage der Räumung im Reichstag eine Mehrheit für die Annahme des Youngplans finden würde. Außerdem hätten Frankreich wie Deutschland ein Interesse daran, schon jetzt die Saarfrage durch ein freundschaftliches Abkommen zu regeln, zumal kein Zweifel über den Ausgang der Volksabstimmung an der Saar bestehen könne. Nachdem Deutschland im Locarnovertrag die neuen Grenzen gegenüber Frankreich anerkannt habe, nachdem das elassische Problem aus der Welt geschafft sei, gebe es kein unüberbrückbares Hindernis mehr für eine Einigung zwischen den beiden Nationen. Gegenüber Polen wünsche Deutschlands Koalitionsparteien zu einer Verständigung zu kommen. Den Anschluß Österreichs wolle Deutschland und Frankreich durch Liquidierung aller ihrer alten Streitfragen der Welt ein fruchtbares Beispiel der Einigung geben, ein Beispiel, das um so größeren Wert haben müsse, als die wirtschaftlichen Notwendigkeiten zur Bildung der Vereinigten Staaten von Europa drängen.

Aufgebauschter Maschinengewehrfund.

Wien, 5. Juli. (Eigenbericht.) Die bürgerliche Presse berichtet heute, daß in Mödling in einer Parade des Arbeiter-Turnvereines durch einen Brand zwei Maschinengewehre entdeckt worden seien, und fügt noch hinzu, daß die Parade auf dem Grundstück des sozialdemokratischen Konsumvereines stehe. Damit verhält es sich in Wirklichkeit so: Donnerstag brach in Mödling in der Parade, die einem Tischlermeister gehört, infolge eines Kurzschlusses ein Brand aus. Als der Brand schon gelöscht war, hörte die Feuerwehr Detonationen und fand dann an einer abgelegenen Stelle eine Kiste, aus der die Detonationen kamen. Sie enthielt zwei Maschinengewehre samt Munition, die infolge der Hitze explodiert war. Der Tischlermeister hat die Parade vor mehr als sechs Jahren von dem inzwischen verstorbenen Obmann des Arbeiter-Turnvereines übernommen. Er hatte sich um die Kiste, die unter anderem Altmaterial stand, nicht gekümmert. Die Erhebungen ergaben, daß die Maschinengewehre noch aus der Zeit der Burgenlandkriege stammen; sie wurden damals aus Staatsbeständen zur Verfügung gestellt und waren seither in Vergessenheit geraten.

Patentreiz und Stinkbombe.

Göttingen, 5. Juli. Gelegentlich eines Vortrages über die Reparationsfrage, den der Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ Prof. Georg Bernhard gestern abends auf Einladung der demokratischen Studenten in der Stadtparkhalle hielt, kam es zu umfangreichen Störungen durch nationalsozialistische Teilnehmer. Trotz des vom Reichsbanner gestellten Schutzes und trotzdem etwa 30 Polizeibeamte den Saal überwachten, warfen die Nationalsozialisten gleich nach Beginn der Veranstaltung Stinkbomben. Nach etwa 15 Minuten ging plötzlich das Licht aus und einer der Störenfriede warf einen explodierten Feuerwerkskörper nach der Rednertribüne. Fünf Täter wurden verhaftet. Nachdem die Lichtanlage unter Bewachung gestellt worden war, nahm die Veranstaltung ihren Fortgang. Es wurden aber immer wieder Stinkbomben geworfen, bis es endlich gelang, eilige Nationalsozialisten aus dem Saale zu entfernen. Sie wurden verhaftet und der Polizei übergeben. Dann wurde die Versammlung ohne Störung zu Ende geführt, trotzdem die Nationalsozialisten immer wieder versuchten, durch Absingung des Deutschlandliedes zu sprengen. Nach Schluß der Versammlung wurden einige jüdische Bürger der Stadt vor dem Lokal von den Nationalsozialisten verlegt.

Ungarn dreht den Spieß um.

Neuerliche Intervention des tschechischen Gesandten. — Ungarn erklärt die Verkehrseinstellung als Vertragsbruch.

Budapest, 5. Juli. Das ungarische Telegraphen-Korrespondenzbureau meldet: Der tschechoslowakische Gesandte in Budapest Pallasier sprach heute nachmittag beim Minister des Äußeren Wanko vor und brachte die Angelegenheit der Verhaftung des bei Spionage auf freier Tat ergriffenen Pecha abermals zur Sprache. Der Gesandte legte dar, die tschechoslowakische Regierung sei der Meinung, daß die ungarischen Behörden durch die Vorgangsweise, die sie bei der Verhaftung Pechas anwendeten, die Artikel 19 und 23 des betreffs der gemeinsamen Grenzstation zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei abgeschlossenen Übereinkommens verletzt hätten. Der Gesandte erkundigte sich beim Minister des Äußeren danach, welche Genehmigung die ungarische Regierung für die Verletzung des Übereinkommens zu geben gedenke. Der ungarische Minister des Äußeren erwiderte, daß nach seiner Überzeugung die ungarischen Behörden das auf die gemeinsame Grenzstation bezügliche Übereinkommen durchaus nicht verletzt haben. Da jedoch der Gesandte in seinem Vortrag mehrere Momente beanstanden zu können glaubte, ersuchte der Minister des Äußeren den Gesandten, die tschechoslowakische Regierung möge schriftlich das Nähere angeben, worin nach ihrer Auffassung die Verletzung der obgenannten Punkte des Übereinkommens bestehe. Der Minister versprach die vermeintliche Verletzung nach deren näherer Umschreibung un-

verzüglich einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Er betonte sodann, daß nach seiner Auffassung in dem vorliegenden Falle die ungarische Regierung viel eher Grund zum Proteste hätte, da die tschechoslowakischen Behörden den Eisenbahnverkehr ohne ausreichende Gründe einseitig eingestellt haben. Der Minister lenkte die Aufmerksamkeit des Gesandten namentlich darauf hin, daß die regelmäßige Abwicklung des Eisenbahnverkehrs durch die Verhaftung Pechas nicht behindert worden ist, da ja nach seiner Information nach der am 28. Juni erfolgten Verhaftung Pechas der Verkehr bis zum 2. Juli 12 Uhr mittags ohne jede Störung auch weiter abgewickelt wurde. Die ungarische Regierung habe aber übrigens auch Kenntnis davon, daß die tschechoslowakische Eisenbahndirektion anstelle Pechas — den sie ab 1. Juli 1929 von Sidasnemeti auf eine andere Dienststelle eingeteilt hatte — für die Verletzung der bis dahin in den Amstkreisz Pechas fallenden Ägenden von der Eisenbahnstation Esap einen anderen Eisenbahnbeamten bestellt hat, der am 29. Juni d. J. in Sidasnemeti eingetroffen ist, woraus klar hervorgeht, daß die Verhaftung eines der fünf Angestellten der Sidasnemeter tschechoslowakischen Eisenbahnergruppe die Verletzung des Dienstes dieser eximierten Bahnmitstelle nicht behindert hat.

Kabinett Poincaré in Nöten.

Erfolge der Opposition in der Ratifizierungsfrage.

Paris, 5. Juli. Der Ausschuss der Deputiertenkammer befahte sich heute mit der Frage der Ratifizierung der Schulden und nahm mit 13 gegen 12 Stimmen den gestern vom Finanzausschuss genehmigten Antrag der Opposition an, welcher verlangt, daß die französischen Vorbehalte zu dem Washingtoner und dem Londoner Schuldenabkommen in den Text des Ratifizierungsgesetzes selbst aufgenommen werden. Infolge dieser Abstimmung hat der Berichterstatter des Finanzausschusses Petri definitiv demissioniert. An seiner Stelle wurde der Autor des erwähnten oppositionellen Antrages, Dep. Talmade, als Referent bezeichnet.

Die Votierung des Antrages, der mit dem Standpunkte des Ministerpräsidenten Poincaré im Widerspruch steht, würd abermals die innerpolitische Lage. Es wird allerdings als sicher angenommen, daß sich für die Ratifizierung eine Mehrheit findet, doch besteht keine Sicherheit, ob es das jetzige Kabinett sein wird, das dies erzielt. Die untergeordnete Frage der Form, in welcher die Ratifizierung erfolgen soll, wird zur Hauptfrage. Wenn das Plenum der Kammer sich in seiner Mehrheit dem vom Finanzausschuss und Ausschuss angebotenen Antrage anschließt, würde dies eine Niederlage der Regierung und eine Regierungskrise bedeuten.

Ein Gruß Bujors aus den Kerkermauern von Doftana.

Der Sozialdemokrat M. Ch. Bujor, der während neun Jahren, unter der Herrschaft der rumänischen Oligarchie, der grenzenlosen Willkür seiner Kerkermeister ausgeliefert war und dem die vor kurzem erlassene Amnestie nicht die Befreiung, sondern die Bestimmung brachte, weitere elf Jahre hinter den Gefängnismauern dahinzuziehen, sendet durch Genossen Baciu, der nun Doftana verlassen durfte, an alle Genossen und Kämpfer für Freiheit und Sozialismus folgende Begrüßungsworte: „Zaget allen, die sich noch an den ehemaligen Kampfgossen erinnern und nach ihm fragen, daß ich durch Hunger körperlich geschwächt bin, aber trotzdem auch heute so stark, ja noch stärker in meinen Überzeugungen bin, als zur Zeit, da ich für sie eingekerkert wurde. Wenn ich nach etwas hungrig bin, so nicht nach Speise, sondern nach der Kunde vom endlichen Sieg. Ueberbringt meinen Gruß brüderlicher Liebe allen jenen, welche mit standhafter Treue in den Reihen des kämpfenden Proletariats stehen und versichert allen, die ich jemals gekannt habe und deren Kameradschaft oder Freundschaft mir zuteil wurde, daß in den langen Tagen und Nächten der Einsamkeit ihre treue Freundschaft mich immer seelisch gestärkt, getröstet und erheitert hat. Ueberbringt diesen Gruß internationaler Solidarität allen jenseits der Grenze, mit denen mich der gleiche unerschütterliche Glaube und die gleichen Hoffnungen einten. Ueberbringt allen jenen im Lande oder jenseits der Grenze, welche durch Wort oder durch Schrift in uneigennützig und edler Weise mich orteiligt haben, meinen tiefgefühlten Dank und sagt ihnen, daß ich diese Verteidigung nur als eine Gelegenheit ansehe, unsere gemeinsamen

Ideen zu verbreiten und als eine diesen dargebrachte Huldigung. Zaget ihnen, daß ich aus der Tiefe meines Kerkers mir erlaube, sie aufzufordern, in ihrem Kampf, unter Vermeidung der Abweichungen nach rechts, der gegnerischen Strömungen, sowie der Uebertreibungen oder Nachahmungen eines provokatorischen, unfruchtbareren, aber katastrophalen Extremismus alles zu beseitigen, was uns entzweien und spalten kann und sich zu bemühen, die Kräfte des Proletariats zu einigen, was die einzige Bürgschaft für seinen Triumph ist. Zaget ihnen, daß, wenn auch nicht in meiner Hand, so doch in meinem Herzen auch heute die ruhmvolle rote Fahne weht und daß ich sie grüße mit dem Kampfruf: „Es lebe der Sozialismus.“ Die todbringende Grenze. Belgrad, 4. Juli. Nach einer amtlichen Mitteilung versuchten heute früh sechs Personen unweit der ungarischen Grenzstation Melobyn die jugoslawische Grenze zu überschreiten. Als sie auf den Anruf der Grenztruppe nicht stehen blieben, gab dieselbe auf die flüchtenden Feuer ab. Zwei Personen wurden verhaftet, eine dritte getötet. Die übrigen drei flüchteten wieder nach Ungarn zurück. Nach den Aussagen der Verhafteten waren die sechs Personen aus dem Budapest Gefängnis entlassen worden und hatten die Absicht, nach Jugoslawien überzutreten. Man vermutet, daß es sich um abgestrafte Verbrecher handelt. Die Identität der Verhafteten und des Getöteten konnte noch nicht festgestellt werden. Anlässlich des Zwischenfalles stattete der ungarische Gesandte Foster dem Minister des Äußeren Dr. Marinovic einen Besuch ab.

Sidasnemeti.

Sidasnemeti — ein Ortsname, der sich bisher weitester Unbekanntheit erfreute, den man sich aber nun wird merken müssen. Wir leben so sehr im tiefsten Frieden, die Beziehungen aller Staaten und Nationen untereinander sind, dank den unermüdlischen Bemühungen der Außen- und Kriegsminister, der Generalitäten und Diplomaten und nicht zuletzt dank einer in jedem Augenblick seriösen und ruhigen, nur auf das Wohl und den Fortschritt der Menschheit bedachten „großen“ Presse so freundschaftlich und wohlwollend, die Tschechoslowakei, beispielsweise, und Ungarn übertrumpfen einander so sehr in ihren Bestrebungen um die Herstellung eines gegenseitigen herzlichen Verhältnisses — daß eine ganz kleine Episode, abgerollt in einem kleinen tschechoslowakisch-ungarischen Grenzort, genügt, um gleich einige schwere Gewitterwolken am Horizont aufziehen zu lassen. Wir sind freilich nicht so naiv, den Teufel gleich für echt zu nehmen, den eine nationalstische Presse bei solchem Anlaß freudig an die Wand malt; es kommt uns vor, als ob der Lärm um Sidasnemeti zum größten Teil Theaterdonner wäre. Aber schließlich haben sich doch auch einige Tatsachen ereignet, die genug ernst zu nehmen sind und vielleicht ist gerade der Anlaß, daß sich für die neuesten ungarisch-tschechoslowakischen Produktionen bereitwillig so viele Lausprediger finden, am allermeisten zu nehmen. Denn an und für sich sind ja die Dinge, die sich da ereigneten, angesichts der herrschenden Bräuche und Methoden leider als durchaus normal anzusehen — abgesehen etwa von der Eisenbahnverkehrs-Repressalie und den daraus folgenden Verwicklungen. Daß die Tschechoslowakei so wie alle übrigen Staaten, einen Spionagedienst unterhält, ist kein Geheimnis; daß alle Staaten, natürlich auch Ungarn, Gegen-spionage treiben, ist ebenso selbstverständlich; und daß eine Staatsmacht, die einem Spion auf die Spur kommt, gegen ihn sofort einschreitet, ist logische Folge. Mit solchen Dingen muß man haben und drüben und in aller Welt rechnen. Drum wirkt es, so ernst auch die ganze Spionagefrage ist, geradezu lächerlich, wenn die betroffenen Staaten, so oft sie einen konkreten Fall entdeckt haben, sich vor beleidigter Moralität und verletzter Friedensliebe aufplustern und, auch haben wie drüben, so tun, als könnten sie kein Wasserlein trüben. Nur der nächstwürdigste Gegner ist solcher Schandtatien fähig. Die Magyaren möchten glauben machen, daß der Fall des tschechoslowakischen Eisenbahners Pecha überraschend, absonderlich, ganz und gar gefährlich sei und die Tschechen wiederum glauben, die ganze Welt auf ihrer Seite finden zu müssen, wenn einem Spion nicht alle militärischen und bürgerlichen Ehren erwiesen werden! Verträge, Normen sind verletzt? Die Form, scheint uns, ist ganz nebensächlich und gleichgültig. Aus Gewicht fallen hier und dort nur die Fakta. Und diese sind leider eben durchaus nicht außerordentlicher, sondern sehr ordentlicher Art. Es wird ordentlich spioniert, in ganz Europa, in allen Erdteilen. Eine Spionage-Affäre jagt die andere — wobei man sich noch davon überzeugt halten darf, daß ja nur ein Bruchteil der wirklichen Affären bekanntgegeben werden. Aber wir haben genug an Gajda, an dem großen Spionage-Konflikt Holland-Belgien, an Herrn Falout, an dem Dokumentendiebstahl im belgischen Kriegsministerium und schließlich, wenn auch nicht schließlich, an Herrn Pecha. Wenn nicht Militärbudgets, Rüstungsfonds, Feld- und Luftmanöver, Kriegsministerliebe und sogar präsidientliche Reden davon überzeugen, daß wir — wie sagen wir's dem Teufel? — ganz so wie einige unserer nahen und ferneren, großen und kleinen Nachbarn, geradezu erstickt in Friedensbozigen Beamten des Pazifismus erblüht, der möge sich doch wenigstens durch die ununterbrochene Serie von Spionagefällen belehren lassen, daß beispielsweise das tschechoslowakische

Das sudetendeutsche Volk hat seit dem Jahre 1918 im ganzen 293 Schulen und 3910 Schulklassen verloren. Diese Schulpflicht würgt jetzt die Bürgerkinder, da die geringe Zahl der Kriegskinder die bestehenden Klassen nicht ausfüllen kann. Deutsche Eltern, ihr erhaltet aber wenigstens den derzeitigen Bestand an Bürgerkinderklassen, wenn ihr eure Kinder in die Bürgerschule schickt.

Bürgerregime ebenso wie etwa die vorbildliche Regierung der Horthy und Bethlen auf nichts so ängstlich bedacht sind, als wie auf die Bewahrung des Friedens. Denn wozu wird denn Spionage organisiert? Selbstverständlich doch lediglich zur Erhaltung des immer nur durch den Nachbar gefährdeten Friedens! A-Land denkt niemals auch nur mit der Spur eines Gedankens an Krieg; wenn es auf A-Land ankäme, gäbe es dort kein Militär und keine Spione; aber das verfluchte B-Land wartet nur auf eine Krieg Gelegenheit; und dagegen muß A-Land sich schützen. Also spricht A-Land. Dagegen ist aber B-Land — das schwört es auf das Kreuzifix — in Wahrheit der reinste Friedensengel; B-Land würde seine Soldaten und Spione lieber heute als morgen nach Hause schicken; aber A-Land droht ununterbrochen; dagegen muß B-Land sich schützen!

Im Falle Sidasnemeti neigen wir dazu, A-Land und B-Land die gleiche Portion guten Glaubens zuzubilligen. Wir sind weder der Meinung, daß Ungarn mit der Verhaftung des Spionageverdächtigen Herrn Recha mehr als eine selbstschützerische Tat sehen wollte, wie wir andererseits davon überzeugt sind, daß die Maßnahmen der Tschchoslowakei als eine ganz ungefährliche Prestige-Politik zu beurteilen sind. Es hat auch wenig Sinn, darüber nachzudenken, wie das eine oder das andere besser hätte vermieden werden können. Denn in all dem ist Zwangsläufigkeit; solche Symptome werden, auch bei größerem gegenseitigen Vertrauen, immer wieder auftauchen, solange eben Militarismus und alle seine Nebenphänomene zur „Ordnung“ gehören.

Im besonderen Falle ist das wirklich Traurige und nicht Ungefährliche die Tatsache, daß die Art und Weise, in der der Fall offiziell und inoffiziell, ganz besonders von der nationalistischen Presse behandelt wird, die ohnehin nicht sehr glücklichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten noch mehr trübt. Eine gewisse Publizistik hat es hemmungslos darauf abgesehen, den Fall Sidasnemeti zur Aufspitzung etwa schon ein wenig eingeschläfener chauvinistischer Instinkte zu benutzen und man kann leider nicht hoffen, daß diese Bemühungen ganz erfolglos bleiben würden. Weil aber eben aktiver Nationalismus die Hauptkraft ist, mit der die Militanten rechnen, ist schon die vorläufige Auswirkung des Zwischenfalles von Sidasnemeti aufs Tiefste zu beklagen. Gegenwärtig gibt es nur eines: gerade durch diesen Fall und seine Erkenntnis-Stärkung der internationalen Kraft, die denn auch durch keine Unterbrechung eines Schienenstranges an der Grenze unterbunden werden kann.

Seipels Gastrieg.

Wien, Ende Juni.

Die Enthüllungen der „Arbeiter-Zeitung“ über die Rüstungen der Heimwehren haben der breiten Öffentlichkeit die Augen geöffnet und selbst diejenigen, die bisher an den Ernst der Gefahr des Fasizismus nicht glauben wollten, sehen nun mit Entsetzen den Abgrund, an dem Oesterreich dank diesem Kriegsspiel stand. Was die Öffentlichkeit am meisten beunruhigt, ist aber noch mehr als die Tatsache, daß die Heimwehren entgegen dem Friedensvertrage so viele Waffen besitzen — jeder weiß, daß Oesterreich, auch wenn die Heimwehren siegen sollte, keinen Krieg führen wird —, die Tatsache, daß die Heimwehren ihre Rüstungen mit Unterstützung der Regierung vornehmen konnten, daß Herr Dr. Seipel sich nicht damit begnigte, den Heimwehren Komplimente zu machen, sondern, daß er es sich auch wirklich angelegen sein ließ, sie mit Waffen auszustatten — wie wir Herrn Briand verraten können, mit Waffen nicht zum Krieg gegen Frankreich oder die Tschchoslowakei — so weit ist Herr Dr. Seipel wirklich ein Feind des Krieges — sondern mit Waffen zum Bürgerkrieg, mit Maschinengewehren und Gasbomben gegen die Arbeiter, die von ihren Erzeugnissen, von dem, was der Herr päpstliche Bräut den „revolutionären Schutz“ nennt, nicht lassen wollen.

Man mag es dem Herrn Professor der Moraltheologie, der an der theologischen Fakultät der Wiener Universität ein Kolleg über das Thema „Der Friede als sittliches und gesellschaftliches Problem“ angemeldet hat, glauben, daß er den Krieg verabsieht, aber das hindert ihn nicht, den Krieg gegen die Proletarier zu fördern, vielleicht diesen Krieg, diesen Bürgerkrieg, der der Hydra des Sozialismus den Garaus machen soll, als heilige Pflicht anzusehen! Denn darüber ist nach den Enthüllungen der „Arbeiter-Zeitung“ kein Zweifel mehr, daß Seipel die Rüstungen der Heimwehr gefördert, daß er bei den Unternehmerorganisationen die finanzielle Unterstützung der Heimwehrrüstungen und bei seinem Seeresminister Baugoin die Belieferung der Heimwehren mit Waffen, nicht nur geduldet, sondern durchgeführt hat.

Man braucht sich nur die Ausreden anzusehen und die verlegenen Berichtigungen, die die Beschuldigten den Enthüllungen entgegenzusetzen haben und die das Entscheidende gar nicht zu bestreiten wagen. Im wesentlichen laufen ja alle diese Ablegungen nur darauf hinaus, daß den Heimwehren nicht Gasbomben, sondern nur Reizbomben geliefert worden seien. Dabei sehen die Bestreiter gar nicht, wie sehr sie mit dieser lächerlichen Abstreitung das Gewicht der nicht bestrittenen und viel kompromittierenderen Enthüllungen verstärken. Nicht viel besser als Seipel und Baugoin stehen übrigens auch die Unternehmerorganisationen da, die das Geld für die Rüstungen der Heimwehren herzugeben, sich nicht entblöden! Da jammern sie immer über die schlechten Zeiten — aber für die Rüstungen der Heimwehren haben sie Geld genug. Da predigen sie immer, daß die Politiker der Wirtschaft nicht die nötige Ruhe gönnen, aber den Bürgerkrieg halten sie offenbar für eine die Wirtschaft fördernde Einrichtung.

Aber so wenig Anlaß zu Befürchtungen gegeben ist, daß die Heimwehren etwa einen Krieg vorbereiten wollten, so haben die Rüstungen der Heimwehren doch eine große außenpolitische Bedeutung. Ein Bürgerkrieg in Oesterreich würde sofort Oesterreich den Einmarsch fremder Trup-

pen bringen. Es ist kein Zweifel — und darauf spekulieren die Heimwehren und die hinter ihnen stehenden Elemente —, daß Horthy-Ungarn nur darauf lauert, bei einem Bürgerkrieg sofort einzumarschieren und das Burgenland zu besetzen. Deshalb sind ja ständig an der burgenländischen Grenze so viel ungarische Truppen untergebracht, um auf das Signal, das ein Putz der Heimwehren bedeuten würde, sofort in Oesterreich einfallen zu können — und daß nach Horthy auch Mussolini nicht lange zögern würde, Kärnten zu besetzen, daran ist wohl nicht zu zweifeln, ebenso wenig wie daran, was das für den Frieden Europas zu bedeuten hätte.

Vergessen wir nicht daran, daß die Leute, die jetzt in der Steiermark die Rüstungen der Heimwehr fördern, dieselben Leute sind, die seinerzeit zur Zeit der ungarischen Frankenfälschungen in Wehelsdorf bei Graz die Werkstätte zur Fälschung der tschechischen Banknoten einrichteten. Als die Fälschung der französischen Banknoten durch die gegenrevolutionäre ungarische Gesellschaft um den Fürsten Windischgrätz auffam, hatte bekanntlich Graf Bethlen, um sich zu retten, vor dem Untersuchungsausschuß des ungarischen Parlaments erzählt, daß die Fälscher auch in Oesterreich, und zwar in Wehelsdorf bei

Graz eine Werkstätte hatten, wo sie tschechische Banknoten fälschten und daß diese Druckerei ihnen vom Sekretär des steirischen Landeshauptmanns Rintelen, einem gewissen Huber, gekauft worden war — und daß die Herstellung der falschen Noten unter dem Schutz der Gendarmerie vor sich ging, die dafür zu sorgen hatte, daß niemand die Fälscher bei ihrer Arbeit störe. Diese Mitteilungen wurden durch einen vom steirischen Landtag eingesetzten Untersuchungsausschuß bestätigt, der allerdings nicht feststellen konnte, wie weit der Landeshauptmann Rintelen persönlich daran beteiligt war. Dafür aber wurde — und das ist in dem von der sozialdemokratischen Minderheit des Ausschusses erstatteten Sonderbericht besonders klar herausgehoben — die innige Verbindung zwischen den höchsten Funktionären der steirischen Heimwehr und den Rotenfälschern über alle Zweifel klar festgestellt.

Es sind dieselben Heimwehren, die damals der Mitwirkung an der Fälschung der tschechischen Banknoten überwießen wurden, die jetzt zum Bürgerkrieg rüsten, dieselben Gendarmeriebehörden, die damals die Herstellung der falschen Banknoten zu schützen hatten und jetzt die Heimwehren mit Waffen versorgen. G. P.

Macdonald und Spina.

Die „Landpost“, die uns schon unlängst einen Vortrag über Politik und den Nutzen der Prinzipien-Untreue gehalten hat, den wir wohl oder übel wie er war abdrucken mußten, weil jede andere Art der Polemik die lebfrische Wirkung nur abgeschwächt hätte, orakelt schon wieder über „Opposition und Verantwortung“. Diesmal läßt sie Bismarck, Harun al Raschid, Voltaire, Lassalle und Moritz Benedikt, oder was der Kronzeugen mehr waren, in Ruhe und strapaziert nur den einen Macdonald zum Beweise ihrer Ansichten.

An der Thronrede Macdonalds ist ihr die „vorsichtige Texturierung und sachliche Zurückhaltung“ aufgefallen. Nun war diese Thronrede im Gegensatz zu der alten englischen Uebung, sie verschönern zu halten, konkreter und kühner als je eine. Sie ist gar nicht zu vergleichen mit dem Eieranz einer Söchla'schen Regierungserklärung. Wenn die Ankündigung der Rheinlandräumung, der Versöhnung mit Rußland, der Abrüstung, der Lösung der Kohlenkrise, der Ratifizierung des Achtfundentages und der Besetzung des Antigenwerkes dem revolutionären Temperament der „Landpost“ als zu vorsichtige Texturierung erscheinen, so sind wir der Ansicht, daß dieses Programm Arbeit für lange hinaus gibt und daß die Welt ein gut Stück weiter kommt, wenn es verwirklicht werden kann. Uebrigens behauptet sie später, Macdonald habe in der Debatte die Ziele seiner Herrschaft in weniger verbindlicher Form dargelegt. Was will sie also noch?

Nun, sie will uns zeigen, daß Macdonald als verantwortlicher Minister nicht so reden kann, wie als Oppositionsmann. Neues sagt sie uns da freilich nichts und wir wüßten nicht, wann wir von Herrn Spina verlangt hätten, „уащо уащо оушоушоко ашунуоу оу ошо а“ Wir haben uns im Gegenteil immer gegen die Demagogie der Christlichsozialen gewehrt, die 1927 und 1928 vor den Wahlen hinausgingen und dort die Leute durch oppositionelle Reden blöd zu machen suchten. Wir waren immer der Ansicht, daß der verantwortliche Minister seine Haltung verteidigen und nicht verleugnen soll. Der Unterschied zwischen Macdonald und

Spina liegt aber doch in einer ganz anderen Ebene. Nicht auf das Wort und die Form der Rede, sondern auf die Grundsätze kommt es an. Natürlich gehen die Forderungen des Sozialisten, des Parteiführers Macdonald weiter als sein Regierungsprogramm. Natürlich ginge dieses Regierungsprogramm weiter, wenn Macdonald eine sichere Mehrheit hätte. Aber Macdonald schließt „Kompromisse“ doch nur insofern, als er eben ein Teilprogramm verwirklicht, gewisse radikale Forderungen vertagt. Wir haben von Spina nie erwartet, daß er die volle nationale Autonomie fordern oder gar heimbringen werde. Aber wir konnten ihm ganz anderes, als die teilweise oder völlige Nichterfüllung eines Programms vorwerfen, wir konnten ihm nach der Verwaltungsreform sagen, daß er ganz das Gegenteil dessen tut, was er versprochen hat, daß er aus agrarischer Klasseninteresse die letzten Reste der vorhandenen Selbstverwaltung preisgibt.

Wenn die „Landpost“ uns nachweisen wird, daß Macdonald das Rheinland nicht räumt, sondern neue Truppen hinsendet, daß er die Flotte aufrüstet, daß er die Antigenwerksbill verschärft, die Zahl der Arbeitslosen vergrößert und den Neanfundentag einführt, dann möge sie sich auf ihn berufen und ihn neben Spina setzen. Wenn sie es heute tut, so macht sie die Deffektivität nur auf die Größe des Unterschiedes aufmerksam, der zwischen einer verantwortungsbewußten, aber prinzipientreuen Regierungspolitik und einem unverantwortlichen Preisgeben beschworener Grundsätze besteht!

Ein Bekenntnis.

Aus einem „Spreu und Körner“-Artikel der „Landpost“:

Der kulturlose Misthausen und die ruhelose Stadt: das sind die zwei Dinge, zwischen denen der Festlandeuropäer zu wählen hat. Tertium non datur, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. So las ich vor einiger Zeit mit viel Vergnügen in einem Tagblatt. Tröstlich war dabei, daß, wie ich aus dem Aufsatz erfuhr, die Menschheit nicht überall in solch böser Klemme ist. Der arme Misthausen! Was der sich für Betrachtung gefallen lassen muß. Zu verun-

Die Huerta.

Roman von Blasco Ibañez.

Doch von fern tönten Schreie, wilde Rufe. Die Nachricht flog von Feld zu Feld, und ein Schauer der Enttäuschung lief durch die ganze Ebene, als wäre wie vor Jahrhunderten die Kunde gekommen, daß eine algerische Galeere ihren Kurs aufs Land hielt, um weißes Fleisch zu holen.

II.

Wenn Barret zur Erntezeit seine Felder betrachtete, konnte er ein Gefühl von Stolz nicht unterdrücken. Volle Weizenähren, runde, feste Kohlköpfe, prächtige Melonen und halb im Laub verborgene Pfefferschoten und Tomaten zeugten von der Güte des Bodens, aber auch von unablässigen Anstrengungen, das Land sorgfältiger zu bearbeiten als man es in der Huerta gewohnt war.

Fünf oder sechs Generationen der Barrets hatten diese Erde umgewühlt, ihren Eingeweiden mit kräftigem Düng geholfen, damit der Lebenssaft sich nicht verringere, bis kein Fleckchen mehr übrig blieb, das nicht ihr Schweiß getränkt hätte.

Ein unverzagter Mann war Barret, ohne irgendeine häßliche Gewohnheit, und wenn er Sonntags ein Weicheln in der Taverne „Zum vollen Gläschen“ ging, den Treffpunkt der ganzen Gegend, so geschah es nur, um den Trudspielern zuzusehen und über die Schwänke von Pimento, dem Kampfhahn der Huerta, zu lachen. Die Geldtasche in seinem Gürt blieb zugesperrt, und dem Schankisch näherte er sich höchstens, wenn einer der glücklichen Gewinner alle Anwesenden zu einer Runde einlud.

Seine Frau hatte der Bauer so gern, daß

er ihr sogar den Unsinn verzieh, ihm vier Töchter geboren zu haben, aber keinen Sohn, der ihm hätte helfen können. Und auch den Mädchen war er von Herzen zugezogen, lieblichen, fröhlichen Dingern, die den ganzen Tag vor der Haustür sangen und nähten, bisweilen auch den Vater irgendwo auf den Feldern aufsuchten, um ihm nach Möglichkeit an die Hand zu gehen. Doch seine großen Leidenschaften waren diese Ländereien, auf denen sich monoton und schweigend die Geschichte seiner Familie abspielte hatte.

Vor vielen, vielen Jahren gehörten sie einem Edelmann, der auf dem Sterbebette seine Sünden samt seinen Gütern in die Hände der Mönche von San Miguel de los Reyes legte. Die gutmütigen, wohlbeliebten Klosterleute zeigten niemals große Eile, die Nachtsuppe einzuziehen. Wenn sie nachmittags an der Hütte vorbeikamen und von Barrets Großmutter mit Schalen dufender Schokolade und auserlesenen Früchten bewirtet wurden, — wobei sie nicht versäumten, der hübschen stattlichen Frau einige kräftige Witze zuzusültern — so waren ihre Ehrwürden, die geistlichen Herren, befriedigt. Doch ach! jetzt gehörte das Land dem alten Don Salvador in Valencia, der Barret sogar bis in seine Träume verfolgte.

Der Bauer hätte keinen schlimmeren Herrn finden können. Jeden Tag erschien der Alte, sogar im Sommer in einen alten abgetragenen Umhang gehüllt, in der Huerta und schlich, von Flüssen und seindlichen Überreden verfolgt, wie ein böser Geist über die Fußspade, um bei seinen verschiedenen Pächtern vorzuspriechen. Es war das äße Aleben des Habgüchigen, der zu allen Stunden mit seinem Eigentum in Kontakt sein muß; die Hartnäckigkeit des Bucherers, der ausstehende Rechnungen einlassieren will.

Die Hunde bellten, wenn sie ihn von weitem sahen, als nahe der Kerkel. Die Kinder betrachteten ihn mit scheuen Blicken; die Män-

ner versteckten sich, um peinlichen Entschuldigungen entgehen zu sein, und die Frauen, die mit niedergeschlagenen Augen vor die Tür traten, stießen Don Salvador an, Geduld zu haben, und antworteten mit Tränen auf sein Reizen und seine Drohungen.

Pimento, der als tapferer Haudegen der Huerta es für seine Pflicht hielt, sich um das Wohl und Wehe seiner Nachbarn zu kümmern, schwor, daß er den Alten windelweich prügeln und in einen der Bewässerungsgräben tauchen würde. Doch die Opfer des Wucherers protestierten voller Angst. War doch Don Salvador ein Mann von großem Einfluß, der jeden Vormittag auf den Gerichten zubrachte und dort gewichtige Freunde besaß. Bei solchen Leuten zieht der Arme stets den Kürzeren.

Von all seinen Pächtern war Barret der beste, denn er schuldete, wenn auch auf Kosten unerhörter Anstrengungen, nicht einen Centavo. Don Salvador liebte es, ihn als Beispiel hinzustellen, was ihn jedoch nicht hinderte, Barret härter als alle anderen zu behandeln. Die Sanftmut des Bauern und das Gefühl, ihn ohne Angst vor Vergeltung ausbeuten zu können, reizte immer von neuem seine Erpresserinstinkte.

Unverdroffen machte der sich daran, allein die Arbeit zu bewältigen. Wenn die ganze Huerta noch schlief, pflügte er schon im ver-schwommenen Licht des grauen Morgens, und ruhten abends die anderen längst von ihrem Tagewerk aus, so bearbeitete seine unermüdete Hand weiter den Boden.

Aber es war zu viel für einen Mann. Hätte er wenigstens einen Sohn gehabt. . . So wußte er keinen anderen Ausweg, als ein paar Knechte zu mieten, faule Burschen, die ihn oben-dreien noch bestahlen. Eines Tages fand er sie, anstatt bei der Feldarbeit, schnarchend im Stall. Was blieb ihm übrig, als sie wieder fortzuschicken?

Dennoch wollte er aus Pietät für seine Vorfahren lieber vor Erschöpfung auf seinem Boden zusammenbrechen, als auch nur ein Stückchen davon in andere Hände übergehen lassen. Da die Arbeit seine Kräfte überstieg, mußte ein Teil des fruchtbaren Bodens brach liegen bleiben, und er versuchte, mit der Bestellung des Restes seine Familie zu erhalten wie auch den Besitzer zu bezahlen.

Es war ein hartnäckiges und verzweifelttes Ringen, ein im Geheimen geführter Kampf. Denn von Natur aus nicht dazu veranlagt, anderen von seinen Schwierigkeiten zu erzählen, verbarg er auch seiner eigenen Familie die drückenden Sorgen, die ihn quälten. Und so sah man auf seinem gutmütigen Gesicht unter der bis auf die Ohren herabgezogenen Mütze stets eine heitere Miene.

Nur den einen Wunsch hegte er: daß der Frohsinn dieses Hauses, das zu jeder Stunde von dem lustigen Lachen und den Liedern der vier, nur um ein Jahr im Alter verschiedenen Mädchen widerhallte, nicht getrübt würde. Und während sie, die bereits die Aufmerksamkeit der Burschen auf sich lenkten, mit neuen, prächtigen Seidentüchern und rauschenden, steifgeplätteten Röcken die Feste in den kleinen Dörfern besuchten und frühmorgens barfuß im Nachthemd an die Fensterläden eilten, um zu erpöfen, wer draußen so schön zur Gitarre sang, nahm der arme Barret von der Handvoll Gold, die sein Vater Schabo nach Schabo*) erpart hatte, eine Linze nach der anderen, um Don Salvador zufriedener zu stellen, der stets von den schlechten Zeiten und hohen Steuern sprach und die Notwendigkeit betonte, die Pacht zu steigern.

*) Kleine aragonische Kupfermünze.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesneuigkeiten.

In allen Größen und Halsweiten

haben die Damenkreuzer den reichsten Geist auf Lager und es steht diesbezüglich etwa so aus:

„Wir sind die an ihr Volkstum glaubenden Nationalisten und die fanatischen Sozialisten. Nationalismus ist hartes Bekennen zur Art, Rasse und Schicksalsgemeinschaft unseres Volkstums. Sozialismus aber ist der freundliche und freiwillige Dienst an der Gesamtheit, zu der auch der ärmste Volksgenosse gehört.“

Wo aber dieser stählerne Wille zum kommenden Dritten Reich lebt, wo in jedermanns Herzen die brennende Sehnsucht nach sozialer und nationaler Gerechtigkeit brennt, bedarf es keinerlei Aufforderung mehr, mit uns in Gabeln auf dem großen „Völkischen Tage“ den Pulsschlag dieses kommenden sozialen Freiheitsstaates zu erleben. Wer von uns Jungnationalsozialisten möchte da fehlen, wenn wir in den Tagen des 6., 7. und 8. Juli 1929 das stolze Bekenntnis zum wahren, unverfälschten Sozialismus, zum blutbedingten deutschen Volkstum und der etwa hundert Staatsschritte des 20. Jahrhunderts ablegen werden?

Gabeln wird in unserer Bewegung der Markstein sein, wo wir im Geiste der großen Denker und Vorläufer unseres Volkes zum Ausbruch einer neuen deutschen Generation wachen werden.

Darum sagen wir uns los von allem was greifenhaft und kampfmüde geworden ist. Teilnehmen wollen wir an diesem großen Ausbruch des kommenden Reiches. Tat und Wille wollen wir sein und in uns den starken Willen zum neuen Staat und im Herzen die große Sehnsucht nach dem Reich auf „Freiheit und Brot“ tragen. Heiß brennt in unseren jungen Herzen der Glaube, den uns der Nationalsozialismus verheißt: „Unser Volk wird leben durch uns!“

Auf denn und laßt uns die Inbrunst dieses Glaubens durch die deutsche Notleidenschaft sich einer lobenden Fackel tragen, der leuchtenden Freiheit entgegen.

Bis dahin wird die Notleidenschaft, fanatischer „Sozialismus“ und einer Tatjunge, die mindestens in Fernbedingen blutbedingt ist, durch das Bekenntnis zu folgenden Gesängen des deutschen Geistes erhellt:

**Vorschriftsmässige
Hitler-Hemden**
mit dazugehörigen Selbstbinder in allen Größen und Halsweiten im...

Der neue deutsche Adel.

Die Heimwehrmänner stellen eine Rassenauslese dar, sind ein neuer deutscher Adel. Körperlich und geistig. Schon das Bekenntnis, den Sumpf der parlamentarischen Demokratie zu verachten, bezeugt hohen Adel. Dieser Rassenadel.

Zeitartikel des „Tag“
Aus einem Gerichtssaalbericht:

Wiener-Neustadt, 2. Juli.

Was man kaum noch für möglich hielt, ist nun eingetreten: ein Heimwehrstrizzi wurde angeklagt. Er heißt Anton Stögerer und war an dem Heimwehrüberfall auf das Gloggnitzer Arbeiterheim am 3. Februar beteiligt. Die Anklage legt ihm zur Last, daß er die Arbeiterinnen Anna Eigenberger und Anna Tallner mit einem Gummimittel niedergeschlagen hat. Mit schwerer Verletzung und Blutunterlaufungen am ganzen Körper wurden die beiden Frauen vom Platze getragen.

In der Verhandlung vor dem Schöffensenat leugnete Stögerer natürlich. Erstens, sagte er, sei er damals überhaupt nicht in Gloggnitz gewesen, und zweitens — ein Gummimittel? Was ist das? Nie in seinem Leben habe er einen Gummimittel in der Hand gehabt. Die beiden Frauen als Zeuginnen aber erkannten den Strizzi auf das Bestimmteste als den Täter und schilderten, wie der Held plötzlich einen Gummimittel aus dem Rock hervorholte, auf eine Gruppe von Frauen stürzte und blindlings dreinzuschlagen begann. Während der Aussage der Zeuginnen bemerkte einer der Schöffen: „So verteidigt man wohl nicht die Heimat!“

Schlagwetterexplosion.

Dortmund, 5. Juli. Auf der Zeche „Westfalen“ ereignete sich heute infolge eines Grubenbrandes eine Schlagwetterexplosion. Dabei wurden zwei Arbeiter, die mit dem Abbäumen beschäftigt waren, getötet. Die Mittagschicht des Nachbarreviers konnte nicht einfahren. Der übrige Betrieb läuft ungestört weiter. Mit der Abdämmung des betreffenden Reviers ist bereits begonnen worden.

Einbruch im Naturfreundehaus in Neuhammer.

In der Nacht auf Mittwoch versuchten Einbrecher in der Karlsbader Naturfreundehütte in Neuhammer Beute zu machen. Sie glaubten, ihren Plan leicht ausführen zu können, da im

Alles rüstet für den Reichsarbeitertag!



Gesamtansicht von Karlsbad. Der malerisch ins Tepstal gebettete, von herrlichen Wäldern umschlossene Weltkurort wird im August Reize der größten Manifestation des jüden-deutschen Proletariats sein.

Erdgeschoss, in dem sich die Aufenthalts- und Wirtschaftsräume befinden, sich nachts über niemand aufhält. Sie drücken ein Fenster in dem großen Aufenthaltsraum ein, stießen aber dabei einen Blumentopf um, worauf der Haushund anschlug und den Hüttenwärt und die Gäste alarmierte. Die Gendarmerie hat die Verfolgung der Spur bereits aufgenommen.

Kollegentag der Buchdrucker Böhmens in Prag. Während der Tage vom 5. bis 7. Juli veranstaltet der größte Landesverein des Verbandes der Buchdrucker in der Tschechoslowakischen Republik einen allgemeinen Kollegentag. Der Einladung dieser bestausgebauten Gewerkschaftsorganisation folgend, sind weit über 1000 Buchdrucker aus der deutschen u. tschechischen Provinz in Prag eingetroffen. Außerdem sind auch deutschösterreichische Genossen und zwar Mitglieder des Gesangsvereines der Buchdrucker aus Linz als Gäste anwesend, die neben der Prager Typographia und den Reichenberger Buchdruckerfängern bei dem Samstagabend um 7 Uhr im Lucernsaale stattfindenden Festabend mitwirken werden. Am gleichen Tage findet ebenfalls im Lucernsaale mit dem Beginn um 10 Uhr vormittags eine große Manifestationsversammlung statt. Das Referat erstattet der Verbandsobmann Gen. Remeeck aus Prag. Da im heurigen Jahre die Erneuerung des Kollektivvertrages in Frage kommt, ist diese Tagung, die eine Bekundung brüderlicher Solidarität zum Ziele hat, auch in gewerkschaftlicher Beziehung von besonderer Bedeutung. Die deutsche Klassenbewusste Arbeiter- und Angestelltenchaft Prags anbietet den Buchdruckern, die in Geschlossenheit und Organisationsarbeit immer vorbildlich waren, herzlichsten Freundschaftsgruß! — Eine große Drucksaal-Ausstellung findet bis 8. Juli in Prag II., Smetoch 27, 1. Stod (Typograficka Befeda) statt. Eintritt frei.

Sinkflutartige Regenfälle werden aus Ost-Anatolien gemeldet. Weite Landgebiete sind unter Wasser gesetzt. Die Ernte ist zum großen Teil vernichtet. In der Küste des Schwarzen Meeres herrschen schwere Stürme. Zahlreiche Schiffe werden vermisst.

Hopfenplücker, Achtung! Vom Zentralarbeitsamt in Prag wird amtlich verlautbart: Der Landesbeirat für Angelegenheiten der landwirtschaftlichen Arbeiterchaft in Prag hat den Kollektivarbeitsvertrag für die heurige Hopfenplückung genehmigt. Die Deputatgebühren, Reisekostenersatz, als auch sonstige Bestimmungen des vorjährigen Vertrages wurden unverändert belassen. Den Akkordtag wird jedoch der Landesbeirat erst zum 1. August, also auch noch rechtzeitig vor dem Beginn der Plückung vereinbaren und kundmachen. Mit der Zusammenstellung und Anwerbung der Parteien wird jedoch sofort begonnen, weil es sich um etwa 3000 Plückerpartien handelt. Alle Parteiführer und Parteiführerinnen werden aufgefordert, ihre Parteien in der nächsten Bezirksanstalt für Arbeitsvermittlung unverzüglich anzumelden. In den Anstalten erhalten sie einen Abdruck der Vertragsbedingungen, eine Belehrung über die Fahrpreisbegünstigungen, als auch weitere Weisungen. Ueberall, wo beide Vertragsparteien im vorigen Jahre zufrieden waren, wird das obige Amt bestrebt sein, alle solche Parteien wieder an ihre alten Arbeitsstellen zu vermitteln. Anmeldungen der Unternehmer übernimmt das Landeszentralarbeitsamt in Prag bis 20. Juli 1929. Die betreffenden Prospekte, Bedingungen und Anmeldungsdruckschriften sind bei dem genannten Amt erhältlich, als auch bei den Bezirksanstalten der Hopfenbauorganisationen in Soaz, Raubitz u. L. Ausha und Dauba. Die Arbeitgeber wollen mit dem Einreichen der Bestellungen nicht zögern, damit dem Amte ermöglicht werde, in der kurzen Frist alles rechtzeitig und ordentlich durchzuführen.

Erholungswoche für die erwerbstätige Jugend in Hohenelbe. Der heuer als Sonderauschuss der Deutschen Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Böhmen gegründete Landesauschuss für Jugendlingsfürsorge, will hier in der praktischen Durchführung der Erholungswoche für die erwerbstätige Jugend heuer einen bescheidenen Anfang machen. Die Deutsche Landeskommission stellt im August 1. J. ihr Studentenheim in Hohenelbe für 3 Wochen zu diesem Zwecke zur Verfügung, sodah 72 jugendlichen Gelegenheiten geboten werden kann, ihren Urlaub bei guter, reichlicher Verpflegung bei Ruhe, Wandern, Sport und Spiel zweckmäßig zu verbringen. Aufgenommen werden jugendliche Arbeiter und Lehrlinge im Alter von 14 bis 18 Jahren, die den ärztlichen Nachweis erbringen müssen, daß sie an keiner schweren oder ansteckenden Krankheit leiden. Es können in der Zeit vom 4. bis 25. August 3 Gruppen zu je 24 Jungen für je 1 Woche (1. Gruppe vom 4. bis 11., 2. Gruppe vom 11. bis 18. und 3. Gruppe vom 18. bis 25. August) untergebracht werden. Die Unterkunft ist kostenlos, lediglich für Verpflegung, Reinigung der Bettwäsche u. a. werden die Regieauslagen von 100 Kronen pro Kopf und Woche berechnet. Anmeldungen sind raschestens, längstens aber bis 20. Juli 1. J. bei der nächsten Deutschen Bezirksjugendfürsorge, einem Jugendbunde oder direkt beim Landesauschusse für Jugendlingsfürsorge, Reichenberg, Waldzeile 14 einzubringen. Hierbei ist anzugeben, für welche Woche die Zuteilung gewünscht wird, sowie Name, Geburtszeit, Beruf, Arbeitgeber, Heimatgemeinde, Religion und genaue Anschrift des jugendlichen, Anschrift der Eltern (des Vormundes).

Im Flug die Sprache wiedergefunden. Eine Stenotypistin in New York hatte durch ein Herbenfallen, das sie sich im Verufe zugezogen hatte, die Sprache völlig verloren. Die Ärzte der Postverwaltung, von der sie monatelang behandelt wurde, rieten schließlich zu einer Kufur. Dieser Tage stieg die Patientin mit einem Flugzeug auf, dessen Pilot von den Ärzten ganz bestimmte Anweisungen für Sturz- und Landflüge erhalten hatte. In der Tat zeigte sich bereits nach dem ersten Aufstieg eine merk-

Der Festkommers der Metallarbeiter.

Anlässlich des Kongresses des internationalen Metallarbeiterverbandes fand am Samstag, den 20. Juni im großen Säulenhause in Teplice ein Festkommers mit einem nicht nur sehr reichhaltigen, sondern auch künstlerisch ungewöhnlich hochstehenden Programm statt. Die Einleitung bildete die Leonorenovertüre von Beethoven, gespielt von der Kapelle Klum mit Genossen Klum am Dirigentenpult. Genosse Klum, der ja als Musiker einen sehr guten Ruf genießt und der auch in größeren Städten als Teichs und Bodenbach die Kritik nicht zu fürchten braucht, brachte nicht nur diese Ouvertüre, sondern auch das Präludium von Liszt und Tschalkowskij 1812 in prächtiger Reinheit und Kraft zu Gehör. Seine Darbietungen berechneten zu der Erwartung, daß er dem hiesigen musikliebenden und muskverständigen Publikum noch manden genussreichen Abend bieten wird. Er befißt nicht nur Geschmak und ein feines musikalisches Gefühl, sondern er verfügt auch über bedeutendes künstlerisches Können, versteht es, seine Musiker zu führen und mit ihnen Kontakt zu halten. Den Hauptpunkt des Abends bildete das Künstlertrio Anny Spiegel — Bermeiser — Reizenleiner. Anny Spiegel ist dem Bodenbacher und Teichsner Publikum längst keine Fremde mehr und der Beifall, den ihr Gesang immer auslöst, gilt nicht nur der unbestrittenen Künstlerin, sondern ist auch zugleich Ausdruck persönlicher Verehrung und Wertschätzung, die

liche Besserung. Die Patientin konnte, wenn auch mit einer gewissen Mühe, schon einige Minuten hintereinander sprechen. Die Lust, für die sich auch medizinische Autoritäten jetzt interessieren, wird fortgesetzt werden.

Wegen Ehrenbeleidigung der Schülerin verurteilt. Aus Hofowitz erhalten wir eine merkwürdige Nachricht. Danach ist am 1. Juli die Direktorin der Bürgerschule vom dortigen Bezirksgericht wegen Ehrenbeleidigung einer Schülerin zu fünf Tagen Arrest, bzw. 500 K Geldstrafe und zu einer Buße von 300 K verurteilt worden. Die Verurteilung ist bedingt. Die Schülerin hatte geklagt, weil die Lehrerin in der Schulkanzlei sich zum Vormund des Mädchens über die Gründe, welche zur Ausschließung der Schülerin führten, äußerte, und erzählte, daß das Mädchen intime Beziehungen mit einigen Mitteilchülern unterhalten hätte. Bei der Verhandlung waren der Vormund, die Klägerin und einige Mitteilchüler, mit denen das Mädchen Verhältnisse gehabt haben soll, als Zeugen eibernommen worden.

Eine schreckliche Mordtat. Mittwoch früh sind, wie aus Halberstadt gemeldet wird, zwei Kinder, Zwillinge im Alter von vier Monaten, von ihrem Großvater, einem 46jährigen Handschuhmacher Fritz Behrend, ermordet worden. Der Mörder hat den Kindern mit einem Rasiermesser die Hälse durchgeschnitten. Es handelt sich um Kinder seiner Tochter, die bei ihm wohnte. Der Mörder hat sich darauf erhängt. Behrend, welcher vielfach arbeitslos war, ergab sich tagelang dem Trunk und litt auch infolge eines Kopfschusses, den er im Krieg erhalten hatte, an hochgradiger Nervosität. In dem Brief an die Frau sagte der Täter, er habe keine Lust mehr zu leben und habe die Kinder mitgenommen, damit die Sorge für sie nicht zu groß wäre.

Wir brauchen kein Gasthaus! Das kleine Dörfchen Calow bei Pilgram mit 25 Anwesen und 154 Einwohnern führt seit dem Jahre 1927 einen heftigen Kampf gegen die Behörde, die einem zur Gemeinde zuständigen eine Gasthauskonzession erteilt hat. Die Gemeindevertretung hat nun einen Rekurs beim Landesamt eingebracht und begründet ihren Protest folgendermaßen: Das Gasthaus, das wir durchaus nicht brauchen, kann hier nur existieren, wenn es von allen Bürgern regelmäßig besucht wird und das würde für unsere Familien einen großen Schaden bedeuten. Wir leben sehr zufrieden ohne Wirtshaus, es gibt keine Säuler, keine Kartenspieler, keine Streitereien. Ein stimmung hat die Gemeindevertretung die Erteilung der Konzession dreimal abgelehnt. Es ist ganz unverständlich, daß die politische Landesverwaltung gegen den Willen der Gemeinde und der Gewerbebehörde einem Dorf ein Gasthaus aufzwingt, hoffentlich entscheidet das Landesamt in diesem Falle vernünftiger.

Wanderfahrt nach Dresden. Auf vielseitiges Verlangen veranstaltet der Reichsausflug des Touristenvereines „Die Naturfreunde“, Sitz Aulzig a. d. E., am Sonntag, den 21. Juli, eine Wanderfahrt nach Dresden zum Besuche der Ausstellung „Reisen und Wandern“. Die Reisekosten betragen 50 K. Ausführliche Prospekte sind in unserer Geschäftsstelle, Aulzig a. d. E., Marktplay Nr. 11, kostenlos erhältlich.

Trockene Abgeordnete. Das Abgeordnetenhaus, Schwedens zweite Kammer, hat unter 250 Abgeordneten 105 Abstinente, davon sind: Sozialdemokraten 61, Freisinnige 27, Bauernbund 8, Rechte 4, Kommunisten 5.

Unfallhäufigkeit im Brauergewerbe: Im Berliner „Vorwärts“ finden wir folgende Tabelle über die Unfallhäufigkeit der Brauerei und da zeigt es sich, daß die Brauerei und Mälzerei ein sehr gefährliches Gewerbe ist, was man eigentlich nicht vermuten sollte. Die Zusammenstellung für 1000 Versicherte ergibt folgende Unfallzahlen: Brauerei und Mälzerei 202, Hütten- und Walzwerk 164, Schleifische Eisen- und Stahlwerke 164, Fuhrwerks-Berufsleute 162, Nordostdeutsche Eisen und Stahl 148, Nordwestdeutsche Eisen und Stahl 145, Großhandelslager-gesell. 133.

Ihr die Arbeiterchaft des ganzen Gebietes um Bodenbach und Teichs entgegen bringt. Mit ihr löste der reiche klangvolle Bariton Reizenleitners helle Begeisterung aus. Bermeiser, der Komponist der Lieder: „Der Strom“ von Schneller, „Erntelied“ von Dehmel, „Gesang zur Arbeit“ von Schneller, sah selber am Flügel und alle drei gaben überzeugende Proben höchsten künstlerischen Könnens. Der „Anmarsch“, ein Feiertagsspiel für Arbeiter, unfreilich der Höhepunkt des Festabends, ist eine Zusammenstellung einer Anzahl revolutionärer Lieder, die von Bermeiser veront, von Anny Spiegel und Reizenleitner gesungen, die Festversammlung im Banne hielten. Zwischen den einzelnen Liedern sind verbindende Texte eingeschlossen, die unser Freund Ranninger vom Teichsner Stadttheater sprach und die bei ihm und durch ihn höchste dramatische Gestaltung erreichten. Den die einzelnen Lieder verbindenden Text hat Joon Boh geschrieben. Boh ist Pensionist und lebt in bescheidenen Verhältnissen in Wien. Wir kennen ihn nicht. Aber nach seinen Worten ist er nicht nur ein echter Proletarier, sondern auch ein glühender Revolutionär, der sein Erleben, die Zeit und seine Gefühle in packenden Worten von gewaltiger dramatischer Wucht festzuhalten vermag. In Ranninger fand er einen vortrefflichen Interpreten.

Gen. Ranninger als Rezitator bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Er wird, so oft er in unserer Mitte weilt, immer ein dankbares Publikum finden. Nicht vergessen wollen wir den Arrangeur des Abends, Gen. Wigel, der gleichsam so nebenher einen Abend arrangierte, der allen Besuchern unvergeßlich bleiben wird. —g.

Gablonzer Hochschulwochen 1929. Der Ausschuss für vollständige Hochschulkurse an der deutschen Universität Prag und der deutsche Ortsbildungsausschuss der Stadt Gablonz a. N. veranstalten auch heuer wieder und zwar in der Zeit vom 23. September bis 6. Oktober 1929 „Gablonzer Hochschulwochen“. Eine Festsetzung mit einer Ansprache des Rektors der Prager deutschen Universität, Prof. Dr. O. Grosser, leitet die Veranstaltung ein. Die Vorträge selbst wurden auf Grund der guten Erfahrungen in den früheren Jahren wieder für die späteren Nachmittags- und Abendstunden festgesetzt, so daß auch die werktätigen Schichten der Bevölkerung daran teilnehmen können. Für die heurigen Hochschulwochen sind zwei Abteilungen vorgesehen: a) Grundlagen und Werdegang der deutschen Kultur, b) Naturwissenschaftliche Probleme der Gegenwart. Jede Abteilung umfasst 6 Vortragsreihen mit je 3 Stunden. Nähere Mitteilungen folgen zeitgerecht.

Fluggeng-„Landungen“ auf dem Wasser.

Zum Fluggengungslad auf dem Bodensee wird uns geschrieben: Man neigt im allgemeinen zu der Ansicht, daß das Wasser besonders gut zur „Landung“ von Flugzeugen geeignet sei. Einmal, weil es eine vollkommen eben und glatte Landungsfläche bildet, und dann, weil es sich den Landevorrichtungen des Flugzeuges gegenüber gewissermaßen weich verhält, indem die Schwimmer eintauchen, so daß der Uebergang von dem Medium Luft in das Medium Wasser weich und stoßfrei vor sich geht. Außerdem über propagiert eine kaufmännische Ueberlegung die Entwicklung des Verkehrs mit Wasserflugzeugen, da hier die „Landepflanze“ kostenlos zur Verfügung stehen, während jeder Flugplatz auf dem Festland außerordentlich große und ebene Gelände für sich beansprucht und allen anderen Verwendungszwecken, insbesondere der Landwirtschaft, entzieht. Leider aber liegen die Verhältnisse flugtechnisch ganz anders. Wasserflugzeuge beanspruchen einen wesentlichen längeren Start als Landflugzeuge, da die Schwimmer sozusagen im Wasser „Neben“, und erst beim Ueberstreifen einer gewissen Geschwindigkeit nimmt diese Adhäsion in solchem Maße ab, daß der Auftrieb der Luft unter den Tragdecks das Flugzeug vom Wasser abhebt. Bei der „Landung“ oder, besser gesagt, „Wasserung“ verhält sich das Wasser keineswegs wie ein elastischer Körper. Bei den hohen Geschwindigkeiten, mit denen die Schwimmer die Wasseroberfläche berühren, tritt ein Strömungsorgang erst dann ein, wenn die mit dem Schwimmer in Berührung kommenden Wasserteile von ihm mitgerissen werden, d. h. die Masse des Wassers auf annähernd die Geschwindigkeit des Flugzeuges beschleunigt wird. Diese Beschleunigung verlangt sehr hohe Energieabgaben, die sich auf das Fluggeng und seine Landeorgane als Verzögerungskräfte gleicher Größe auswirken. Das Flugzeug schließt demnach fast mit der gleichen Wucht auf das Wasser auf, mit der es auf einem festen Körper auftritt.

Im normalen Falle, d. h. bei mehr oder weniger stark bewegter Wasseroberfläche, wirkt jede Welle genau wie ein Graben auf dem Festlande. Es gehört sehr großes fliegerisches Können dazu, um ein Wasserflugzeug bei starker Wellenbewegung heil auf die Wasseroberfläche niederzubringen. Bei Windstille oder, wie die Segler sagen, „Glaute“, ist die Wasseroberfläche oft spiegelglatt, so daß die Landung einer Wasserflugzeuges besonders einfach erscheinen muß. In diesem Falle aber fehlt der Gegenwind, der normalerweise die Landegeschwindigkeit des Flugzeuges relativ zur Wasseroberfläche um seine eigene Bewegungsgeschwindigkeit herabsetzt. Die Schwimmer treffen also mit großer Wucht auf den Wasserpiegel auf. Bei einer solchen „Glaute“, die meistens in den Morgen- und Abendstunden herrscht, wird dem Führer des Flugzeuges dadurch die Aufgabe oft erheblich erschwert, daß der glatte Wasserpiegel bei der Draufsicht von oben fast unsichtbar wird, zumal wenn bei leichtem Wind, der meistens mit der „Glaute“ gleichzeitig auftritt, der Uebergang vom Wasserpiegel zur Luft und zur Grenzlinie des Horizonts unsichtbar wird. Die Wasseroberfläche geht gewissermaßen ohne Uebergang in die Luft über, so daß ein Abschätzen der Höhe, die das Flugzeug über dem Wasserpiegel hat, außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Tritt hierzu noch eine Blendung durch die tiefstehende Sonne, so treten Verhältnisse ein, wie sie bei dem Fluggengungslad in Schächten gebräuchlich sind, unter denen der Pilot trotz bester Fachkenntnis fast hilflos ist.

Auch in diesem Falle hat der Pilot den Abstand vom Wasserpiegel verschätzt. Anstatt das Flugzeug rechtzeitig abzusetzen und knapp über dem Wasserpiegel in horizontalen Gleitflug zu bringen, so lange, bis durch Geschwindigkeitsabnahme der Auftrieb der Flächen nicht mehr ausreicht und die Schwimmer auf das Wasser „aufsetzen“, ist er in Gleitflugstellung d. h. mit stark abwärts geneigtem Flugzeug auf den Wasserpiegel aufgeschlagen. Der Aufprall war so stark, daß der Vorderteil des Flugbootes mit dem Pilotensitz abbrach und der rückwärtige Teil des Bootes mit den kurzen Stützflächen unter dem Wasserpiegel gedrückt wurde, so daß die Maschine in einem Bruchteil weniger Sekunden so weit versackte, daß die in der rückwärtigen Kabine befindlichen Passagiere eingeschlossen waren. Ruderboote konnten naturgemäß an dem abgelenkten Metallstößel nichts ausrichten. Auch der Dampfer, der die Hilfeleistung ablehnte, hätte kaum rechtzeitig einen Kran ausdrehen können, um das Flugzeug so weit zu heben, daß die eingeschlossenen Passagiere befreit werden konnten. Demnach kann von einem Verschulden des Piloten nicht gesprochen werden, vielmehr lagen ungünstige Flugbedingungen vor, die schon oft zu Verstärkungen von Wasserflugzeugen geführt haben und führen werden, so lange nicht jedes Wasserflugzeug Instrumente zur genauen Messung des Abstandes von der Wasseroberfläche mit sich führt.

Die Hölle der Frauen.

Barbarische Behandlung der indischen Frau.

Von Spectator.

Schon seit Jahren versucht die gesamte zivilisierte Welt dem Martyrium der indischen Frau, besonders der Witwen und jungen Gattinnen ein Ende zu bereiten, denn noch heute werden bekanntlich in Indien die Frauen trotz aller Proteste der englischen Kolonialregierung zu den schwersten und erniedrigendsten Arbeiten herangezogen.

Das dieser Tage erschienene und aus der Feder einer amerikanischen Schriftstellerin stammende Werk über die Lage der indischen Frau hat nun der Protestbewegung einen neuen Antrieb gegeben; denn wenn auch eingeborene Schriftsteller die unwürdige Lage der indischen Frauenwelt leugnen, so steht es doch unumwunden fest, daß heute im indischen Familienrecht Verhältnisse existieren, die des zwanzigsten Jahrhunderts unwürdig sind.

Um die Gründe, die den Verderb zu der barbarischen Behandlung der Frau veranlassen, besser verstehen zu können, muß man in die indischen Gesetze einen Blick werfen, in denen die rechtliche Lage der Frau schon vor Jahrtausenden geregelt wurde. Nach den Bestimmungen des Manu-Gesetzes darf eine Frau, gleichgültig ob Kind, Jungfrau oder Erwachsene, niemals frei und unabhängig sein. Nicht einmal in ihrem eigenen Hause ist sie selbständig, nichts darf auf ihren Antrieb geschehen. Während ihrer Kindheit und Jugendzeit muß die Frau, falls sie nicht verheiratet ist, dem Willen ihres Vaters als ihrem einzigen Herrn gehorchen und darf ihn nicht widersprechen. Ist sie verheiratet, dann wird sie zur Skavin des Mannes, und wenn dieser stirbt, geht die Herrschaft über sie auf die Brüder des Verstorbenen über. Niemals darf die Frau frei und unabhängig sein; selbst wenn sich der Ehemann des Ehebruchs schuldig macht, muß er dennoch von der Gattin wie ein Götz verehrt werden. Die unfruchtbare Frau kann innerhalb von acht Jahren verstoßen werden; die Gattin, die nur Söhne gebiert, innerhalb von 10 Jahren, und einer Anderen, die nur Mädchen das Leben schenkt, kann innerhalb von elf Jahren der Scheidebrief gegeben werden. Eine Frau aber, die beschränkt oder streitsüchtig ist, kann sofort verstoßen werden.

Nach den Gesetzen Manus ist die Wittwenschaft für eine Frau die Strafe für die in einem früheren Leben begangenen Vergehen, zu denen besonders Untreue, Ungehorsam und Gattenmord gehören. Vishnu lehrt, daß eine Frau nach dem Tod ihres Mannes die Wahl hat, entweder als Witwe weiterzuleben, oder aber besser den Tod auf dem Scheiterhaufen neben der Leiche des Gatten zu sterben. Die Wittwenverbrennung wird im Manu-Gesetz noch nicht erwähnt, und man glaubt daher, daß sie erst später von den Priestern eingeführt worden sei.

Noch heute ist es selbst Kennern Indiens un-

greiflich, welche Gründe die Priesterschaft dazu trieb, diesen barbarischen Brauch einzuführen. Die indischen Frauen aber zogen aus dem Grunde meistens ihre Verbrennung einer langen Wittwenschaft vor, weil eine Frau, die sich weigert, den Scheiterhaufen zu besteigen, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wird, während diejenigen, die das schreckliche Opfer zu überwinden imstande sind, für immer bei der Familie in ehrenvoller Erinnerung behalten und bisweilen fast als Heilige verehrt werden. Noch heute kommt es in Indien vor, daß Witwen, um dem sicheren Tode zu entgehen, sich zwar zur Verbrennung bereit erklären, aber dann, bei der ersten Berührung mit den Flammen von dem Scheiterhaufen herunterspringen. Aber meistens ist es zu spät, denn die anwesenden Priester treiben sie mit Gewalt wieder in die Flammen zurück . . .

Die Wittwenverbrennung existiert heute nur noch in denjenigen Teilen Indiens, die noch nicht völlig unter indischer Herrschaft stehen. Bis zum Jahre 1844 aber war sie noch im ganzen Lande gebräuchlich. Schon 1828 schlug Lord William Bentinck ein Gesetz vor, das alle diese barbarischen Gebräuche verbieten sollte. Aber erst 1818 glückte es, die Vorlage zur Annahme zu bringen — und alle Bewohner des von England unterworfenen Indiens zur Anerkennung des Gesetzes zu zwingen. Aber es wäre weit gefehlt, wenn man annehmen wollte, daß es seit diesem Jahre im englischen Kolonialreich keine Wittwenverbrennungen mehr gegeben habe. Der schändliche Brauch, der bis dahin in aller Öffentlichkeit vor sich ging, wurde eben nunmehr im Geheimen vorgenommen und seltsamer und unbegreiflicher Weise, die Witwen meldeten sich vielfach freiwillig zur Verbrennung.

Auch auf anderen Gebieten trifft man in Indien oft noch eine ungeredete Behandlung der Frauen an. Trotzdem es z. B. genügend Jagtiere gibt, findet der Hindu nichts dabei, die unglücklichen Witwen zum Straßendamm, zum Ziehen der Dampfmaschinen und zur Verrichtung anderer schwerer Arbeiten in Anspruch zu nehmen.

Wenn eine Frau zur Witwe wird, muß das äußerlich erkennbar sein; man zwingt sie, sich die Haare abrasieren zu lassen, und sie wird gewöhnlich mit Nigtrauen oder Verachtung wie eine Ausfällige behandelt.

Die größte Schwierigkeit, die sich den Engländern bei der Abschaffung dieser altüberbrachten barbarischen Gewohnheiten bietet, stellt die Religion dar. Würde man es fertig bringen, auf religiösem Gebiete entsprechende Änderungen der Weltanschauung hervorzurufen, dann wäre es möglich, daß sich allmählich die indische Witwe einer erträglichen sozialen Stellung erfreuen könnte.

Geschichten um einen Theaterdirektor.

Von Florian Riengl.

Als ich ihn zum erstenmal sah, mochte ich ihn für einen Siebziger halten. Das Geheh fiel ihm sichtlich schwer. Sein Haar, das spärlich eine Glatze umkränzelte, war schneeweiß. Durch Zufall erfuhr ich einige Tage später, daß er noch nicht einmal fünfzig zählte.

Es mag auch heute noch Theaterdirektoren geben, die ein mäßig bewegtes, mitunter gar ein sorgenfreies Dasein haben. Nun, die Kunst ist ein Zweck, dem andern Mittel . . .

Unser Alter hatte sie verteuert ernst genommen. Was er gab, nahm er seinem Leben. Dabei — und das war die Tragik dieses Künstlermenschen — kam der gewaltige Einsatz seiner Kräfte fast nur mittelbar der Kunst zu Gute. Meistens in den letzten Jahren, als das Uebermaß technischer und administrativer Schwierigkeiten ihm vom eigenen Schaffen mehr und mehr abzog. Sparen und immer wieder sparen, mahnten die Stadtväter. Das Theater war in ihren Augen kein „lebenswichtiger Betrieb“ und sollte sich möglichst selbst erhalten. Stillschweigend fügte er sich. Baute ab, wo er nur konnte. Am meisten natürlich beim Bureaupersonal. Denn lieber sah er bis zum Morgengrauen an seinem Schreibtisch, qualte sich nachtelang mit einer Materie, die seinem ganzen Wesen widerstrebte, als daß er sein künstlerisches Gewissen belasten wollte. — Aber der schwächliche Körper war solcher Ueberbürdung nicht gewachsen. So wurde er frühzeitig ein verbrauchter Mann.

Dieser währende, durchaus ernsthaft Mensch teilte mit vielen Monomanen das Schicksal, daß sich um seine Gestalt ein Kranz von Anekdoten bildete. Wuchte und wollte er doch nichts von den Dingen, die außerhalb seines Wirkungskreises lagen, und sein Eifer, wenn er sich überschlug, konnte von überwältigender Komik sein. Hier seien einige von diesen Geschichten aneinandergereiht. Nota bene: in all ihrer Spökhaftigkeit sind sie ein Zeugnis seines reinen Willens und seiner liebenswerten Menschlichkeit.

Ein Vormittag im Probensaal. Der Direktor hatte Rod, Weste und Krage abgelegt. Er glühte. In zwei Tagen sollte Premiere sein . . . Pöglisch lüthten sie alle auf: unten auf der Straße waren Schüsse gefallen. Und fast gleichzeitig öffnete sich die Tür. Soldaten stürmten herein — geradewegs auf die Fenster zu und feuerten nach unten eine Salve nach der andern. Der Direktor stand eine Weile sprachlos, dann, als es für Augenblicke still wurde, ging er auf einen der Soldaten zu: „Aber mein Lieber, was fällt Ihnen denn ein? Sehen Sie denn nicht, daß wir hier pro-

bieren?“ — So erlebte er anno 1918 den Ausbruch der Revolution . . .

Seine Freunde konnten es nicht mehr mit ansehen, wie er sich plagte. Eines Tages kamen sie in sein Bureau, nahmen ihm einfach die Feder aus der Hand, führten ihn ins Freie, irgendwohin jenseits der Häusermauern. Zuerst schimpfte er fürchterlich. Aber es war ein heller Frühsonnertag und als die Stadt hinter ihnen lag, war der Kummer schon verfliegen. Wie lange mochte er keine Wiese gesehen haben. Jetzt ging er mit feierlich-bedächtigen Schritten, wie Faust auf seinem Osterspaziergang und genoh die seltsame Stunde in vollen Zügen. In einem Buchenwald machte er Halt. Beseligt schaute er in die Runde, atmete tief. Dann ging er prüfend auf einige Baumstämme zu. „Sehr schön“, bemerkte er anerkennend, „sehr schön! Aber wist Ihr, mein Ribelungenwald ist auch nicht übel!“

Wenn es eine Oper mit größerem Aufwand gab, degradierte er seine Schauspieler zu Statisten. Das ließen sie sich nur sehr ungern gefallen. Immer wieder bat sie ihn, er möchte doch endlich von solchem „Mißbrauch ihrer Künstlerschaft“ absehen. Aber, so wenig er sich sonst auf das Rein-Sagen verstand, in diesem Punkt ließ er nicht mit sich reden. „Mißbrauch! Wenn es für Euch nicht das größte Glück bedeutet, auf der Bühne stehen zu dürfen, dann seid Ihr eben keine Schauspieler!“ . . . Eines Abends wurden die „Meisterfinger“ gegeben. Der Direktor wollte einmal mit gutem Beispiel vorangehen, machte sorgfältig „Maske“, liebt sich einen mächtigen Vollbart und betrat dann gemeinsam mit seinen Schauspielern die „Festwiese“. Jetzt wollte er ihnen zeigen, was er unter Statisterei verstand. Er rannte von einem Ende zum andern, mischte sich kühn unter die Solisten, gestikuliert und feuerte an, bildete Gruppen und löste sie wieder auf: kurz, er trieb es so arg, daß das Ensemble völlig aus dem Takt kam . . . Am nächsten Tag stand in der Zeitung: Der Direktor möge doch sein Augenmerk auf die Statisten richten. Da hätte sich einer wie ein Irrenstifter gebärdet und auf der Bühne eine derartige Verwirrung angerichtet, daß es beinahe zu einer Katastrophe gekommen wäre . . .

Mit der Statisterei hatte er auch sonst seine liebe Not. Es war in einer „Räuber“-Vorstellung, in der er selbst den alten Moor spielte. Die Bande hatte sich vor dem alten Gemäuer gelagert. Langsam — natürlich wieder einmal viel zu langsam! — sekte der berühmte Chor ein. Da erscholl aus dem Hungerturm, in dem Vater Moor schmachtete, eine wütend vorwärtstreibende Stimme:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne . . .“

Barteigenosin! Barteigenosse!

Bist du schon Mitglied

der

„Kinderfreunde?“

wenn nicht, dann tritt bei.

„Freundschaft!“

Der Direktor inszenierte den ersten Akt von Hauptmanns „Webern“. Ein achtjähriger Junge sollte ohnmächtig werden und beim Erwachen stammeln: „Mich hunger!“ Der Kleine machte es ihm nicht recht. An die zehn Male wurde der Passus wiederholt — es ging nicht. Endlich riß dem Direktor die Geduld. Er stellte sich vor dem Knirps auf, schnappte nach Luft und sagte dann mit der höchsten Intenstität, der er fähig war: „Du spielst Hauptmann, verstehst du, Hauptmann!“

Ein Mitglied hatte sich in letzter Minute krank gemeldet. Zum Glück war ein jüngerer Kollege „studiert“ und konnte einspringen. Der Direktor nahm ihn gleich in sein Zimmer, um noch schnell mit ihm die Rolle durchzunehmen. Doch kaum hatte der Jüngling losgelegt, bekam des Direktors Gesicht einen sonderbar schmerzlichen Ausdruck. „Entschuldigen Sie“, sprach er, „wir dürfen keine Zeit verlieren . . . Kommen Sie mit!“ Er führte ihn eiligst über den Gang. Vor einer Tür, an der diskret zwei Buchstaben standen, machte er Halt. „Sprechen Sie ruhig weiter, ich höre alles“ — und verschwand. Die Rhodus, hic salta! Der Schauspieler tat, wie ihm befohlen, eingedenk der Lehre, daß dem Komödianten jedes Stückchen Boden Rhodus zu bedeuten habe, war aber doch durch den plötzlichen Szenenwechsel ein wenig irritiert — zudem störten ihn die vorübergehenden Kollegen, die sich nicht recht erklären konnten, warum er gerade hier seine Künste spielen ließ. Da tönte es mächtig aus dem Innern: „Mehr Seele!“

Einmal sprach er im „Faust“ die „Stimme des Herrn“. Mühsam war er zu den höchsten Soffitten hinaufgesteigert. Die Worte sollten wie aus himmlischer Ferne kommen . . . Auch wollte er einmal seinen „Grünlingen“ zeigen, wie man trotz großer Entfernung verständlich sein könnte. Nun, er erwies sich wirklich als vorbildlicher Sprecher. Aber als er zu seiner letzten Rede ansetzte, passierte etwas Merkwürdiges: Gleich einer Friedenstaube flatterte ein Reclamheftchen herunter — und fiel dem Erzengel Michael gerade auf den Kopf. Gleichzeitig kam Gottvater merkbar aus dem Text und zum Schluß war nur noch ein jaghaft rhythmisches Gemurmel zu hören.

Wenige Wochen vor seinem Tode trat bei dem Direktor eine sonderbare Veränderung ein. Er schob die Direktionsgeschäfte einfach beiseite und betätigte sich fast nur noch als Schauspieler. Alle seine Lieblingsrollen spielte er. — Da war nun eine, an der er ganz besonders hing, bereits in anderen Händen: der Professor Hingelmann im „Weißen Rössel“ . . . „Mein Lieber“, sagte er eines Tages zu seinem Rivalen, der ein alter Freund von ihm war, „wilst du mir den Hingelmann ein einziges Mal überlassen?“ Der lachte gutmütig. „Meinethalben auch öfters, wenn es dir Spaß macht . . .“ „Auch öfters? Und so was morgen in meine Loge — vielleicht kannst du auf morgen in meine Loge — vielleicht stannst du auf deine alten Tage noch etwas lernen!“ — Der Abend kam heran. Der Schauspieler hatte sich gehorsam in die Direktionsloge gesetzt und sah mit schmungelnder Erwartung zu. Doch kaum hatte der zweite Akt, in dem Hingelmann aufzutreten hatte, begonnen, stürzte ein Theaterdiener auf ihn zu: „Schnell nach hinten kommen! Der Direktor ist nirgends zu finden!“ Es war die allerhöchste Zeit. Aber im Nu war er geschminkt und angezogen und betrat gerade den Bühnenraum, als sein Austrittsrichtwort fiel. Eigentlich hätte er von der anderen Seite auftreten müssen — aber das war nun nicht mehr zu machen. Kurz entschlossen stürzte er bei der nächsten Türe hinaus und — sein Direktor stand ihm gegenüber. Einige Sekunden starrten sich die beiden Hingelmann fassungslos an und dann — dann waren beide wieder verschwunden . . . Jetzt erst merkte das Publikum, was vorgefallen, und brach in ein Höllengelächter aus. Und als der Direktor nach einer geraumen Weile wieder erschien, brauste ihm ein Beifall entgegen, wie er ihn vielleicht noch nie erlebt hatte.

Das Testament des Alten war — wie sein Leben — ein Kuriosum: nämlich ein ausführliches Regiebuch seiner Trauerfeier . . . Bis ins kleinste Detail war angegeben, wie man die Bühne auszustatten hätte, was gesungen, was gesprochen werden sollte. Ja, er nannte sogar einige Gewohnheitsfehler seiner Schauspieler und bot liebevoll, bei der Festlichkeit ihrer zu achten . . . So hatte dieser Mann, der auf seine Art ein Lebenskünstler war, die Erfüllung seines Daseins in aller Stille vorausgefeiert.

Bildungen aus dem Publikum.

Das Beste für Ihre Augen

liefert **Opliker Deutsch, Prag,**
Palais Koruna. 1332

Kunst und Wissen.

Sonntag: „Der Barbier von Bagdad“, komische Oper von Peter Cornelius, in neuer Einstudierung. Dirigent: Steinberg. Für den erkrankten Herrin Bandler singt die Titelpartie Herr Kviri von der Rudopferer Oper a. G. Anfang 7 1/2 Uhr. (210-3.)

Premiere: „Katharina Knie.“ Das Schauspiel bringt als nächste Novität Juchaczers Seiltänzerin „Katharina Knie“ am Samstag, den 13. ds. zur Erläuterung. Regie: Diebl. Anfang 7 1/2 Uhr. (228-3.)

Premiere: „Profit Gips!“ Als nächste Operettenpremiere wird für Samstag, den 13. ds. in der Kleinen Bühne die Operette von Robert Gilbert „Profit Gips!“ vorbereitet. Regie: Stadler. Dirigent: Waigand.

Abchied Josef Schwarz: „Othello.“ Sonntag, den 14. ds. findet eine Aufführung von Verdi's „Othello“ statt, bei der sich Josef Schwarz in der Partie des Jago vom Prager Publikum verabschieden wird. Anfang 7 Uhr. (Abonn. aufgeh.)

„Der Mann, der seinen Namen änderte“, Schauspiel in drei Akten von Edgar Wallace. Am happy end mit Sternenhimmel, gedämpftem Licht und großer Abendtoilette, sagt die Kellnerin: „Wir sind allein...“ Drauf die Souffleuse: „Wie schön...!“ Renner konnte sich der Ansicht nicht verschließen und sagte es nach. Das waren aber wohl die einzigen, die es schön fanden, und vielleicht dachten auch sie dabei nur an das Ende und wie schön es sei, den Edgar Wallace hinter sich zu haben. Denn hier war es nicht schön, sondern tödlich langweilig, mit den Unterbrechungen der Heiterkeit, die sich immer dann einstellte, wenn die Szene vorgab, spannend zu sein. Ströhlin, der Angst mimen sollte, konnte sich dann gelegentlich eines Lächelns nicht erwehren. Das war aber auch alles, was geboten wurde. Der „Dexer“ war ein Theaterereignis dagegen, geradezu eine Dichtung. Die Dichtung, die doch derlei, wie man hört, im Eigenbetrieb herstellt, sollte wenigstens Lantien sparen und statt Edgar Wallace-Limonade Eigenbräu servieren. Noch besser wäre es, jedem Besucher ein beliebiges Rot Winterton-Heft in die Hand zu drücken und ihn wieder heimzuführen. Er hätte es überzählt; im Vergleich zu dem, was ihn im Theater erwartet, aber doch einen Gewinn heimgebracht. — Gespielt wurde stellenweise mit heiligem Bemühen um den unrettbar verlorenen Schmarren, stellenweise, wie sich ziemte, schmierig. Daraus machte ich niemandem einen Vorwurf; die Dienstverpflichtungen eines Schauspielers haben ihre Grenzen und kein Gewerbegericht könnte leugnen, daß hier eine Vis major unter Umständen auch den Vertragsbruch rechtfertigte. Es war das Traurigste, was die Saison bot, und kein Hundstag entschuldigt, daß man es servierte. c. f.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Sonntag (210-3), 7 1/2 Uhr: „Der Barbier von Bagdad“. Montag, 7 Uhr: Ensemblegastspiel des Theaters in Berlin: „Kublen“. Dienstag, 7 1/2 Uhr: Ensemblegastspiel des Kleinen Theaters in Berlin: „Müllers“. Mittwoch (220-4), 7 1/2 Uhr: „Hochzeit in Hollywood“. Donnerstag (221-1), 7 1/2 Uhr: „Der Mann, der seinen Namen änderte“. Freitag (222-2), 7 Uhr: „Ein Maskenball“. Samstag (223-3), 7 1/2 Uhr: „Katharina Knie“. Sonntag, 7 Uhr: „Othello“. Montag (224-4), 7 1/2 Uhr: „Der Barbier von Bagdad“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Sonntag, 7 1/2 Uhr: „Der Mann, der seinen Namen änderte“. Montag: „Strohmitler“. Dienstag: „Broadway“. Mittwoch: „Der Mann, der seinen Namen änderte“. Donnerstag: „Die Waga als Herrin“ — „Der getreue Musikmeister“. Freitag: „Der Mann, der seinen Namen änderte“. Samstag: „Profit Gips!“ Sonntag: „Der Mann, der seinen Namen änderte“. Montag: „Leinen aus Irland“.

Sport • Spiel • Körperpflege
Deutsche Ueberheblichkeit.

Wie denischbürgerliche Sportblätter mit Genugtuung melden, hat der bekannte Schiedsrichter Dr. Bauwens (Köln) anlässlich seiner Schiedsrichterstätigkeit im Länderspiel Schweden-Dänemark in Göteborg gegenüber schwedischen Presseleuten geäußert, daß Deutschlands Fußball in zehn Jahren unüberwindlich sei. Er soll diese Behauptung begründet haben mit den aus der Breitenarbeit des deutschen Fußballs zu erwartenden Spitzenleistungen. Das ist, gelinde gesagt, eine arge Ueberheblichkeit, die nur ausländischen Journalisten auf die Nase gebunden werden kann, die die Verhältnisse im Deutschen Fußballbund nicht kennen. Tatsache ist, und wird von deutschen bürgerlichen Sportblättern unverbüßt zugegeben, daß der DFB in seiner Entwicklung still steht. Besonders gelagert wird über den Stillstand der Mitgliederbewegung und den Rückgang der Jugendpieltätigkeit. Das sind bestimmte Anzeichen für eine bevorstehende Un-

überwindlichkeit“ des deutschen Fußballs. Führenden Leuten im Deutschen Fußballbund scheinen die Siege über englische Profivereinsmannschaften, die sich in Deutschland auf Ferienreisen befanden, in den Kopf gestiegen zu sein. Siege der DFB-Bundesmannschaft gegen andere Ländermannschaften mögen ihr übriges zur Ueberheblichkeit beigetragen haben. Dabei ist aber vergessen worden, daß diese Mannschaft zum Teil von Glücks Umständen begleitet war, oder die Gegner gar nichts taugten, wie auch die schwedische Nationalmannschaft lehrte in Köln enttäuschte. — Doktor Bauwens Urteil über den deutschen Fußball betrifft nur den Deutschen Fußballbund. Die 100.000 Mitglieder starke deutsche Arbeiterfußballbewegung hat mit dieser Ueberheblichkeit nichts zu tun. Sie kommt für die Spitzenleistungen im Deutschen Fußballbund nur insofern in Frage, als finanzkräftige DFB-Mitglieder gern gute Arbeiterfußballspieler durch Verschaffung wirtschaftlicher Vorteile in die DFB-Vereine ziehen.

Auf unhaltbarem Posten.

Frankreich hat gegenwärtig seine besondere Sportfaktion. Der Torwächter Charlygus aus der National-Fußballmannschaft hat in der Tagespresse von seinen jahrelang unbeanstandet gebliebenen „Speien“-Rechnungen berichten lassen. Der französische bürgerliche Fußballverband, dem Charlygus angehört, gibt vor, ein Verband von Amateurlspielern zu sein; demnach dürfen seine Mitglieder den Sport nur aus Idealismus und nicht finanzieller Vorteile willen betreiben. Nach den Enthüllungen des Torwächters der Nationalmannschaft hat der langjährige Leiter des französischen Verbandes, Rimet (Paris), der auch Präsident der „Fifa“, der internationalen bürgerlichen Fußballorganisation ist, erklärt, sich von der französischen Verbandleitung zurückzuziehen. Das böse Gewissen! Von der Leitung der „Fifa“, der internationalen bürgerlichen Fußballorganisation, zurückzutreten, ist Rimet nicht gewillt. Es ist für die „Fifa“ eine recht zweifelhafte Ehre, einen in seinem Lande unmöglichen Führer als Präsidenten zu haben.

SANATORIUM
KLEISCHE-AUSSIG
für Nerven- und Erholungsbedürfnisse 5572
Mast-, Entfettungs- und alle Diäten.
Physikalische Heilmethoden. — Individuelle Behandlung.
Telephon Aussig Nr. 303. Prospekt.

Aus der Partei.
Jugendbewegung.
Wienfahrer, Achtung!

Fahrtabrechnung. Die Fahrkosten müssen sofort an die Kreisvereinigungen eingezahlt werden. Die Fahrbeiträge stellen sich ab Schreckenstein auf Re 76.—, ab Prag auf Re 88.—, ab Precon auf Re 92.— und ab Mähr.-Odrau auf 43.40. Da die Beiträge für die Sonderzüge im vorhinein eilegt werden müssen, ist sofortige Einzahlung notwendig. Identitätskarten. Jene Gruppen, die

Eisenwerke-Aktiengesellschaft
ROTHAU-NEUDEK
Zentraldirektion Prag II., Hybernská 36.
Blechwalzwerke Rothau, Schindwald und Neudek (Böhmen)
Blechwalzwerk Karlsbütte der Berg- u. Hüttenwerke-Ges. (Schles.)
Alleinvertriebsbüro:
C. T. Detzold & Co., Prag II., Havlíčkovo nám. 3.
C. T. Detzold & Co., Wien VI., Gumpendorferstraße 15.

Versucht die schmackhaften und billigen Reichert's
Pferdelleischkonserven!
Im Nu ein schmackhaftes Mittagmahl,
wenn Sie **Gulaschkonserven** 1 kg, 1/2 kg, 35 dkg, 25 dkg,
Haschekonserven 1 kg, 1/2 kg, 35 dkg, 25 dkg,
verwenden.
Erhältlich in allen Konsumvereinen!

Kontoristin
perfekt deutsch und tschechisch, flotte Stenographin und Maschinenschreiberin, wird **sofort aufgenommen.**
Bewerberinnen müssen der deutschen sozialdem. Arbeiterpartei angehören. Offerte sind an die **Verwaltung des „Sozialdemokrat“, Prag II., Nekazanka 18** zu senden.

wach Identitätskarten brauchen, mögen dies dem Verbandssekretariat ehestens mitteilen. Uebrig geliebene Karten sind zuzuschicken.

Teilnehmerkarten. Die Teilnehmerkarten gelten als Ausweis auf den österreichischen Bahnen. Weiter enthalten sie noch die Wohnungs- und Verpflegungsausweise sowie die Eintrittskarten für sämtliche Veranstaltungen.

Fakeln. Während der Fahrt werden Anweisungen auf Fakeln verkauft. Eine Anweisung kostet Re 2.50 und wird in Wien gegen eine Fakel eingetauscht. Eine Fakel in Gold findet nicht statt.

Anmeldebefehl. Die Anmeldebefehl zur Wiensfahrt ist nunmehr abgelaufen und des Konsens keine Anmeldungen mehr zur Kenntnis genommen werden.

Alle Gruppen nehmen die Fahnen und Wimpel mit nach Wien. Eisebsteck und Eisebgehirr dürfen nicht vergessen werden. Die Kleidung sei einfach, womöglich Wanderkluft.

Kommen allen Weisungen der Verbands- und Kreisvereinigungen sofort nach, damit keine Schwierigkeiten entstehen.

Das Verbandssekretariat.

An alle Organisationen!

Das Verbandssekretariat bleibt in der Zeit des Wiener Jugendtreffens vom 11. bis zum 20. Juli geschlossen. Alle Bestellungen sind vorher oder nachher aufzugeben.

Literatur.

„Kirche und Sexualität.“ Von Hans Hartmann. Der Greisverlag, Rudolstadt, Thüringen. (Preis kart. M. 8.—, geb. M. 11.—) Das ist keine leichte, für propagandistische Zwecke geschriebene Streifschrist, sondern eine ernste, nachdenkliche Arbeit von philosophischer Tiefe, entstanden, um ein Wort des Verfassers zu zitieren, „in der Auseinandersetzung mit dem Leben selbst.“ Der aus der evangelischen Kirche ausgeschiedene Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann, der bereits eine ganze Reihe von Werken über Kulturfragen verfaßt hat, ist der Autor und eben wegen der ersten Sachlichkeit des Besuches wird die Kirche, weder die katholische, noch die protestantische, es ignorieren können. Es ist eine große Auseinandersetzung mit der Kirche und ihren stetig unmöglicher werdenden Versuchen, mit dem Jenseitsgedanken die Probleme der Zeit meistern zu wollen. Insbesondere ist es das Gebiet des Sexuellen im weitesten Umfang, dem die Kirche ratlos gegenübersteht, ihr ist der Anschluß an die Zeit verloren gegangen. Ihre Sexualpädagogik stützt sich vor allem auf den Staatsanwalt, nach dem sie nicht nur gegenüber allen minderwertigen literarischen Produkten, die der Sensationslust dienen, ruft, sondern auch gegenüber allen wirklichen Kunstwerken, die das Ehe- und Liebesproblem behandeln, weil sie solche Werke für „sündhaft“ hält und sie sich einbildet, die Menschen würden vor den Konflikten des Sexuallebens am besten dadurch bewahrt, wenn diese Konflikte vor ihnen verheimlicht werden. Für die kirchliche Auffassung ist nicht die Liebe gleich Sexualität, vielmehr: Liebe der Gegenseitigkeit zu Sexualität. Das Mysterium der Natur, der Mysterium der Schöpfung — es ist für die Kirche „Sünde“, ist etwas „Unreines“, Leib und Seele befehdendes. Millionen, die Objekte der Sexualität sind, für die, so sagt Hartmann, das ganze Leben stumpfe Tragik geworden ist, können nicht durch Einzelbefehle oder durch die Polizei gerechnet, sie können nur als Masse erlöst werden, wenn ihnen



Die weltbekannte Qualitätsmarke.

Generalvertretung der Joachimsthaler Seifenfabrik J. Klugev
Firma Václav und Vladimír Bayer,
Prag II, Spálená ulice Nr. 21. — Telephon Nr. 48-882
Ab 1. März im Palais der Mustermesse.

ein anderes Schicksal zuteil wird, aber gerade da stehen die Kirchen abseits, „die glauben, die Fragen des Ewigen ohne ganz ernstes Eingehen auf die Fragen des Zeitlichen lösen zu können. Es werden gewiß viele schöne Resolutionen von Seiten der Kirche gefaßt. Aber an den entscheidenden Dingen sieht sie in Verblendung vorbei, wenn es sich um gesellschaftliche Probleme handelt.“ Sie verteidigt die „Sittlichkeit“, aber gleichzeitig sieht sie den Krieg als etwas Gottgegebenes an, den Krieg, der monate- und jahrelang Millionen Männer von ihren Frauen losreißt, der viele zum Zwang zum Unnatürlichen entgegentreibt, sie in der hohen Aufgabe, die Hartmann der Kirche zuweist: „Lieber einen Krieg verhindern, als hunderttausende Prostituierte retten“ („Retten“ durch die Polizei und Gebete!) ist sie immer achsellos vorbeigegangen. Die Kirche ist in ihrer Stellung zu den wichtigsten Zeitfragen der Erfahrung verfallen, der sie nicht entinnen kann: „Und die Sünde hier war ja, daß die Kirchen zu den entscheidendsten sozialen Fragen immer erst unter scharfem Druck von außen, bei drohender Kirchensucht der Massen, Stellung nahmen. Sie haben, trotz der Warnungen von weitblickenden Männern wie Bischof Ketteler oder Johann Heinrich Wichern, zugehört, wie man die Wohnungsverhältnisse in den Großstädten so verschlechterte und auf dem Lande nicht für ihre Besserung sorgte, daß die sexuelle Sphäre sich von Stunde zu Stunde fast entheiligen mußte. Und dann waren natürlich alle nachträglichen Predigten gegen die Sündhaftigkeit der Welt zu spät.“ Keuchert beachtlich ist auch, was Hartmann zu dem kirchlich beeinflussten Strafrecht zu sagen weiß, insbesondere über das Eherecht, über den Abtreibungsparagraphen u. a. r.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czech.
Chefredakteur: Wilhelm Riecher.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag.
Druck: Kola K. S. für Zeitung- und Buchdruck, Prag.
Für den Druck verantwortlich: Otto Golik, Prag.
Die Zeitungsmarkenschrift wurde von der Volk- u. Zeitungsdruckerei mit Brief Nr. 127-651/1927 am 14. Mai 1927 bewilligt.

Anglo-Elementar
Versicherungs-Aktiengesellschaft in Wien
Direktion für die C. S. R. in Prag.
General-Agentenschaft Reichenberg
empfiehlt sich zum Abschluß von Feuer-, Unfall-, Haftpflicht-, Einbruch-, Auto-, Transport-, Pferde- und Viehversicherungen zu kulanten Preisen. 8743
Bergarantienmittel in der C. S. R. 56 Millionen.
Büros: Prag, Narodní tř. 17.
Reichenberg, Schützeng. Nr. 21.
Brünn, Theatergasse Nr. 6.

Moderne Photoapparate,
unerreicht preiswert. Beste Präzisionskameras mit lichtstarker Markennoptik sowie Anhängerkameras von K 11.— an. Filmkamera K 26.—, Film für 6 Aufnahmen 3.5x3.5 K 1.50, 1 Dtsd. Platten 6x9 K 9.90, 9x12 K 15.—, 100 Postkarten K 29.—. Alle Bedarfsartikel-Preislisten 99 Seiten, freil. 182

Photowerk **EMIL BIRNBAUM, Rumburg 24.**

Ia. Presshefe
von bester Triebkraft und Haltbarkeit liefert

Presshefefabrik
der Landw. Zuckerfabriks-Aktien-Gesellschaft,
Mähr. Neustadt-Uničov. 121

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines **SELCHWAREN** der Firma **HEGNER & Cie., PILSEN**

Seichwaren der Fa. **HEGNER & Cie., PILSEN.**
SIND DIE ALLERBESTEN!